Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 33 — Bremen-Berlin, den 12. August. — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Von W. Sg. — Der Ultramontanismus als Weltanschauung. III. Von G. Fittbogen. — Religion und Weltanschauung. I. Von W. Nestle. — Paul Rabaut. IV. Von Carl Lamb. — Die Frau Pfarrer. I. Übersetzt von W. Roghé. — Vom Büchertisch.

Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Ihr seid das Licht der Welt.
Matth. 5, 14.

Man soll eines Dichters schlichte Worte nicht umdeuten, die Bilder seiner Phantasie nicht in frostigen Allegorien erstarren lassen, und doch! Als neulich einer Oper liebliche Melodien mein Ohr erfreuten, da packte ein Ton klagender Sehnsucht mich im Innersten und verwandelte mir der Oper romantische Märchenwelt zum Sinnbild himmlischer Dinge.

In allen Elementen — so heißt es in Lortzings Undine — gibt es Wesen, die unter die Menschen treten können, ohne sich an Leib und Geist von ihnen zu unterscheiden, den Menschen erscheinen sie wie ihresgleichen, doch eins fehlt ihnen — die Seele. Manchmal durchbebt solch ein Wesen die Sehnsucht nach einer Seele, auch in ihnen brennt der Durst nach einer Ewigkeit, nach tiefer, tiefer Ewigkeit. Und ein Weg zum Heil ist ihnen gegeben: Wenn ein beseelter Mensch in Liebe und Treue sich ihnen hingibt, dann springt ein Funke über, dann wird aus dem seelenlosen Wesen ein voller, ein wahrer Mensch.

Merkwürdig ist diese Märchenwelt, in der es zweierlei ganz verschiedene Wesen gibt, die man doch nicht unterscheiden kann, diese Welt, in der man nie sicher ist, ob man einen wahren Menschen vor sich hat oder ein Wesen, das nur den Elementen angehört. Merkwürdig ist das, freilich nicht merkwürdiger als die Tatsache, daß mein Taschenmesser genau so aussieht und seine gewöhnlichen Dienste genau so tut wie das meines Bruders, und doch hat das eine die geheimnisvollen Kräfte des Magnetismus in sich und das andere nicht!

Und beurteilen wir nicht als Christen die wirkliche Welt genau so? Wir unterscheiden ja zwischen den Kindern der Welt, die nur den Elementen angehören, und den Gotteskindern, denen Gott eine Seele und ewiges Leben gegeben hat. Aber auch in den Weltkindern lebt oft die Sehnsucht nach Gottes Geist und der Durst nach einer Ewigkeit; oft mag das im Innern tief verborgen bleiben, oft auch strebt der Mensch dem nur dunkel gefühlten Ziele auf falschem Wege zu, in manchem mag sogar die Furcht vor einer Ewigkeit die Sehnsucht zurückdrängen, weil es ihm nicht nur „etwas Liebliches, sondern auch etwas Schreckliches um eine Seele" zu sein scheint. Aber die Sehnsucht gibt es, und es gibt auch einen Weg zum Heil: Wo ein Gotteskind in Liebe und Treue dem Suchenden begegnet, da kann ein Funke des Gottesgeistes überspringen, da kann sich religiöses Leben entzünden wie eine Kerze am brennenden Licht; so wird aus dem seelenlosen Wesen ein voller, ein wahrer Mensch.

Aber wir sind uns dieses Heilandsberufes im rechten Augenblick oft nicht bewußt. Du kannst es oft dem Menschen, der zu dir kommt, nicht anmerken, daß er einer von den sehnsuchtsvollen Seelenlosen ist. Deine Kälte kann auf immer den Keim des höheren Lebens in ihm ertöten, weil du ihm das Recht gibst zu sprechen: Wir Seelenlosen sind doch bessere Menschen. Deine Liebe und Treue aber kann in ihm das religiöse Leben entzünden. Unsere Pflicht ist es, ein Licht der Welt zu sein, und eine Freude muß es obendrein für den Christen sein, wenn jemand vor ihm aufjauchzt: „Ich bin beseelt, dir dank ich meine Seele."

Aber Gott sei dank, daß niemand fortzufahren braucht: „Ich werde ewig sie dir danken, wenn deine Treue nicht wird wanken." Der Christ bleibt in seinem religiösen Leben nicht abhängig von dem, der es ihm übermittelt hat. Nicht auf die Treue des andern kommt es hier an, sondern auf die eigene Treue und die Treue dessen, der solche Macht den Menschen gegeben hat. W. Sg.

Der Ultramontanismus als Weltanschauung.

III. (Schluß.)

5. Materialisierung der Religion.

Das argumentum a potiori.

Wenn auch die 80 Sätze des Syllabus keine systematische Entwicklung der ultramontanen Theorie bieten, so sind in dieser „Zusammenstellung (Syllabus) der hauptsächlichsten Irrtümer unserer Zeit, welche in den Allokutionen, Enzykliken und anderen apostolischen Schreiben Seiner Heiligkeit des Papstes Pius IX. gerügt werden", doch die verwandten „Irrtümer" in Gruppen zusammengefaßt, so daß sie eine ziemlich vollständige Übersicht über die ultramontanen Forderungen und Wünsche gewährt. Der Grad der verpflichtenden Kraft ist bekanntlich zwischen Ultramontanen und Reformkatholiken noch streitig. Für uns kommt der Syllabus nur als ultramontanes Programm in Betracht.

Er beginnt (Satz 1—14) mit der prinzipiellen Grundlage: Rom ist die alleinige Hüterin der geoffenbarten Wahrheit. Die Starrheit des ultramontanen Systems, die auf diesem Satz beruht, zieht ihre Kraft aus dem Glauben an die Offenbarung, aber an eine Offenbarung, die ein für allemal vollendet ist (Satz 5). Denn allerdings: wo die

Offenbarung auf Dogmen gezogen und im festen Besitz der Kirche vorrätig ist, muß schlechterdings jeder Wandel ausgeschlossen sein. Und wo die Kirche im glücklichen Besitz aller Wahrheit sich wähnt, muß sie notwendig gegen die „Irrtümer" der Philosophie und Vernunft aggressiv vorgehen. Daher kommt's, daß sie die Vernunft in Ketten schlagen und die Philosophie zur Dienerin der Kirche erniedrigen muß, während wir gerade meinen, daß der Friede zwischen Glauben und Vernunft am sichersten gewahrt wird, wo beide im ruhigen Zutrauen ihren eigenen Gesetzen folgen können. —

Die Verwerfung der Gewissensfreiheit (Satz 15—18) ist die nächste, folgenschwere Konsequenz. Der „religiöse Autonomismus, d. i. die Freiheit, in religiösen Fragen sich selbst nach Belieben eine Meinung zu bilden, ist geradezu unsittlich und verwerflich", lehrt unumwunden das ultramontane Staatslexikon. „Die Freiheit, in religiösen Fragen sich selbst eine Meinung zu bilden, ist geradezu Pflicht und erste Forderung wahrhafter Sittlichkeit und wurzelechter Religion", sagen wir. Nur ein Wörtchen hab' ich ausgelassen: „nach Belieben". Denn nicht aus freier, schranken- und haltloser Willkür erwächst die Entscheidung in religiösen Dingen, sondern aus unentrinnbar zwingender, innerer Nötigung. Aber das Wörtchen „nach Belieben" läßt uns auch das religiöse Motiv erkennen, das in der Entwicklung dieser religion-tötenden Lehre mit wirksam war: nicht der menschlichen Willkür sollte der Gläubige gehorchen und den Begierden seines Fleisches und Blutes, sondern fügen sollte er sich nur der gebietenden Stimme Gottes. Wer wollte es leugnen, daß dies Motiv auch heute noch dort vorhanden ist? Will ich etwa damit die Verwerfung der Gewissensfreiheit für berechtigt erklären? Nicht im mindesten! Aber darauf hinweisen, daß dasselbe religiöse Motiv sich völlig entgegengesetzt ausprägen kann. Unser Glaube lautet: gehorche dem Gott, der dir im Innern gebeut. Der Ultramontanismus hat diesen Glauben grob materialisiert. Der ultramontane Katholik soll nicht dem Gott gehorchen, der ihm im Innern gebeut, sondern der papstgewordenen Gottesstimme in Rom!

Die Rechte der Kirche, die dem Einzelnen die Sorge um sein Gewissen so gründlich abnimmt, sind natürlich auch dem Staat und der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber grenzenlos. Denn immer und überall gebührt der Kirche die Entscheidung. Insonderheit muß sie nicht bloß die staatliche Kirchenhoheit abzuschütteln suchen, sondern auch nach Überordnung über den Staat streben. In die Einzelheiten will ich diese Ansprüche, die der Ultramontanismus auch heutzutage noch (mindestens „indirekt") durchführen will, nicht verfolgen; nur einen der lehrreichsten Sätze herausheben (24). Er lautet in seiner positiven Form: „Die Kirche hat die Macht, äußeren Zwang anzuwenden, sie hat auch eine direkte und indirekte zeitliche Gewalt". Und aus den ultramontanen Erläuterungen, die dieses Recht der Kirche auf Verhängung der Todesstrafe verteidigen, wähle ich wiederum nur eine Stimme aus (bei Goetz, Seite 149; aus dem „Modernen ABC für Katholiken aller Stände" des Jesuiten R. Broos, Berlin 1902): „Ein Häretiker ist ein Mensch, der wissentlich und gegen sein Gewissen vom wahren Glauben abfällt. Das ist gewiß eine große Sünde, wofür er nach der heiligen Schrift die ewige Höllenstrafe verdient hat. Verdient hat ein Häretiker also auch den irdischen Tod". Ich wähle diesen Satz aus, weil er für die ultramontane Denkweise besonders charakteristisch ist. Neben das extra ecclesiam nulla salus und das Cogite intrare*) tritt hier ein neues wirksames Motiv. Es ist das argumentum a potiori, das von verführerischer Einfachheit stets naiv harmlose Menschen bezaubert: Wer (wie der Papst) über Himmliches gebietet, dem sollte das Irdische nicht untertan sein? Wem das Heil der Seelen obliegt, der sollte nicht über die Leiber gebieten können? In unzähligen Variationen klingt uns dies argumentum aus der Geschichte des Papsttums entgegen, und meist in der rhetorisch wirksamen Frageform, die den Hörer gefangen nimmt und den Widerspruch als unsittlich abschneidet. Namentlich dem herrschgewaltigen Papst Gregor VII. war dies Argument das nie versagende Zauberwort und auch heute noch hat es seine faszinierende Gewalt nicht verloren. Alle weltlichen und politischen Ansprüche des Papsttums lassen sich darauf zurückführen.

*) Nötiget sie hereinzukommen.

6. Ultramontanismus und Staat.

Im dritten Teil erörtert Goetz eine besonders wichtige praktische Frage, der auch einige Sätze des Syllabus gewidmet sind, noch einmal für sich allein: Das Verhältnis des Ultramontanismus zum Staat. Das entspricht dem unmittelbar praktischen Zweck seines Buches: er appelliert an die Gebildeten und namentlich die Regierenden, um sie zum Bewußtsein der Gefahr zu bringen, die vom Ultramontanismus droht.

Es ist kein erfreuliches Bild, das er aufrollt. Und wo das argumentum a potiori gilt, kann es auch nicht anders sein; da muß natürlich die Kirche, die einen „höheren Zweck" verfolgt als der Staat, im Widerstreit der Interessen stets den Vorrang haben. Der Ultramontane stellt prinzipiell das „Naturrecht" über das positive Staatsrecht; er fühlt sich dem Staat nicht im Gewissen zum Gehorsam verpflichtet und handelt gegebenen Falls nach dem Grundsatz: „Laß dich nicht erwischen". Eine ihrer Autoritäten, der Jesuit Lehmkuhl, gibt in einem eigenen stattlichen Werk vielfach Anleitung, wie man die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches in gewissen Punkten umgehen kann. Und der katholische Juristenverein endlich sucht die ultramontanen Grundsätze auch in der amtlichen Tätigkeit zur Geltung zu bringen. Angesichts dieser Tatsachen müssen wir in das Urteil einstimmen, daß der konsequente Ultramontanismus vermöge dieser Grundsätze „jede staatliche Gesetzgebung aus den Angeln heben kann". Und auch für uns besteht kein Zweifel, daß der Ultramontanismus eher alles andere als eine zuverlässige, uneigennützige Stütze des Thrones ist.

All das ist unleugbar. Aber doch darf die Betrachtung hierbei nicht stille stehen. Wiederum müssen wir tiefer graben, wiederum müssen wir die Wurzeln des ultramontanen Systems aufdecken. Und wiederum führen sie aufs Religiöse.

Prüfen wir uns selbst! Verehren wir denn das Staatsgesetz als unbedingte, unfehlbare Autorität? Kennen wir nicht auch über dem geschriebenen Gesetz noch ein höheres, den νόμος ἄγραφος?*) Und halten wir uns gegenüber dem Wort „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen" nicht noch lieber an das andere: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen?" Sind wir doch stolz auf unsern Ehrennamen, den sich unsere Vorfahren durch Protest gegen die Staatsgewalt erworben haben!

Nicht das also ist — wie es oft scheinen könnte und wie es in der polemischen Verhandlung gern dargestellt wird — nicht das ist der Gegensatz, daß wir uns an den Buchstaben des Gesetzes gebunden fühlen und sie nicht. Der Gegensatz liegt viel tiefer. Beide Parteien halten sich an den Glauben: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen". Während wir ihn aber als geistigen Glauben festhalten, haben die Ultramontanen ihn wieder materialisiert. Die Stimme Gottes verlegen sie aus dem eigenen Gewissen in den Menschen, der zu Rom im Vatikan sich den Pantoffel küssen läßt. Und wiederum erweist sich die Materialisierung der Religion als der verhängnisvollste Irrtum: sobald es dem Papst gefällt, muß der Ultramontane dem Staat den Gehorsam aufsagen.

Unsere Stellung zum Staat läßt sich nicht auf eine einfache Formel bringen. Sie beruht auf einer viel tieferen Auffassung von Wesen und Aufgaben des Staats, dem nicht bloß die Sorge für die Leiber seiner Angehörigen zufällt (wie ultramontane Volksredner es gern hinstellen). Darum kann auch unsere Hingabe an den Staat, der uns keine abstrakte Größe, sondern die Verkörperung der Nation bedeutet, rückhaltsloser und freudiger sein.

*) Das ungeschriebene Gesetz.

Jedenfalls aber liegt hier einer der schwierigsten Punkte. Und ich halte es nicht für recht, wenn von protestantischer Seite gelegentlich Staatsgesetze und Staatsgewalt als absolute Größen hingestellt werden. Im ersten Augenblick mag das eine wirksame Waffe für die Polemik sein. Aber nicht auf die Dauer. Denn es verdunkelt und verwirrt die Klarheit über die eigene freie Stellung. Und so vor allem genügt es nicht, zur Abwehr des Ultramontanismus den „Staat" anzurufen und ihm etwa — um ein krasses Beispiel zu wählen — die Absetzung der ultramontanen Beamten zu empfehlen. Wohl zeigt sich der Kampf mit dem Ultramontanismus zunächst als ein Ringen um die Macht im Staat. Das ist das Ziel, das das Zentrum erstrebt. Aber es handelt sich noch um Tieferes: Alle Fragen des Glaubens und der Bildung stehen auf dem Spiel.

Mit Nachdruck habe ich darauf hingewiesen, daß nicht alles so klar und einfach liegt, wie die landläufige Polemik meint. Das ändert aber nichts an der vor Augen liegenden Tatsache, daß der Ultramontanismus in Deutschland ein Instrument in der Hand des Papstes ist, das unser nationales und religiöses Leben in seinen Grundlagen bedroht.

Und darin sehe ich seine historische Mission: Hier liegt eine mit aller Konsequenz und Schroffheit ausgebildete Weltanschauung vor uns. Vielleicht zwingt sie die Angegriffenen aus ihrer molluskenhaften Weichheit zu ernster Festigkeit, aus dem gedankenlos oberflächlichen Allesgeltenlassen zur klaren Entscheidung für das eine und zum Widerstand gegen das andere. G. Fittbogen.

Religion und Weltanschauung.

I.

Es hieße Wasser ins Meer tragen, wenn man noch lange beweisen wollte, daß wir Christen des 20. Jahrhunderts uns in einem schweren Konflikt zwischen Religion und Weltanschauung befinden. Deswegen ist es vielleicht nicht unnütz, einmal darüber nachzudenken, in welchem Verhältnis Religion und Weltanschauung überhaupt zu einander stehen. Wir sehen dabei zunächst von der gegenwärtigen Lage ganz ab, wollen uns aber ebensowenig in begrifflichen Abstraktionen und Konstruktionen bewegen, sondern wir wenden uns, um zur Klarheit über diese Frage zu kommen, an die große Lehrmeisterin aller geistigen Entwicklung, an die Geschichte. Lange genug hat man über den Begriff der Religion spekuliert und theoretisiert, lange genug auch hat man die Religion bekämpft und für tot erklärt, ohne daß sie sich doch in Wirklichkeit umbringen ließ. Viele glauben, in der Kantischen Trennung von Natur und Geist, Wissen und Glauben, den Schlüssel gefunden zu haben. Aber auch dabei ging man allzu einseitig von der Lage und den Bedürfnissen des modernen Menschen einerseits, des Christen andererseits aus. Heute setzt uns der mächtige Fortschritt, den die allgemeine Religionswissenschaft in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, in den Stand, die Frage von einer andern Seite und unter weiteren Gesichtspunkten in Angriff zu nehmen, indem wir auch die nichtchristlichen Religionen und zwar nicht nur die sogenannten geschichtlichen, d. h. auf einen bestimmten Religionsstifter zurückgehenden, sondern auch die sogenannten „Naturreligionen" (eine nicht eben glückliche Bezeichnung) ins Auge fassen und aus ihrer Entwicklung, ihrem Wachsen und Absterben, abnehmen, was zur Lösung unseres Problems beitragen kann.

1.

Es hat schon im griechischen Altertum und ebenso wieder in den Zeiten moderner Aufklärung Leute gegeben, die die Religion für eine „Erfindung" erklärt haben: Männer, die ihrem Volke an geistiger Erkenntnis überlegen waren, sollten die Gestalten der Götter, die Vorstellungen vom Jenseits, von Sünde, Strafe und Gericht, erfunden haben, um so leichter die Leidenschaften der Menschen einzudämmen und diese selbst an ein gesittetes und nach den Normen staatlicher und moralischer Gesetze geregeltes Leben zu gewöhnen. Und noch heute begegnet man in den Kreisen der „Gebildeten", besonders der Beamtenwelt, nicht selten der Anschauung, daß der eigentliche Zweck der Religion der einer Art geistigen Polizei sei, welche die staatliche in der Bändigung der Masse zu unterstützen habe, sowie daß alte Gesetzgeber, z. B. Moses, gewisse hygienische Maßregeln, um sie wirksamer zu machen, in die Form religiöser Gebote gekleidet hätten. Auch das zähe Festhalten vieler Juristen an der angeblichen Unumgänglichkeit des Zeugeneids gehört in diesen Zusammenhang. Er wird vielfach als ein Einschüchterungsmittel betrachtet, das eben durch seinen religiösen Charakter eine stärkere Garantie gegen die Lüge bilden soll, als ein schlichtes Versprechen, die Wahrheit zu sagen. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, wie unwürdig die Rolle ist, die eine derartige Auffassung der Religion zuweist. Aber auch theoretisch ist sie durchaus unhaltbar. Der alte Gottesbeweis „e consensu gentium", der „aus der Übereinstimmung der Völker" auf die Existenz Gottes schloß, kann zwar diese nicht beweisen; aber der richtige Kern, den er enthält, ist der Hinweis auf die Tatsache, daß die Religion ein allgemein menschliches Phänomen ist, ebenso gut wie Kunst und Wissenschaft und die Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens. Die Religion ist nicht etwas Erfundenes oder Geschaffenes, sondern etwas Gewordenes, das mit Naturnotwendigkeit aus der geistigen Veranlagung des Menschen erwuchs. Man hat daher im Gegensatz zu jener äußerlichen, rationalistischen Betrachtungsweise die Religion ausschließlich auf das Gemüt zu begründen versucht und unter allen Definitionen, die bisher für die Religion aufgestellt wurden, erscheint mir immer noch diejenige Schleiermachers als die brauchbarste, der die Religion als „schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl" bezeichnete. Freilich gesellt sich beim Menschen zu dem Gefühl der Abhängigkeit sofort der Verstand mit der Frage: „wovon bin ich abhängig?" Die Antwort darauf kann nach der gefühls- und verstandesmäßigen Erfahrung nur lauten: „Von Mächten, die außerhalb des Kraftbereichs des Menschen liegen. Diese Mächte, von denen er sich abhängig fühlt, lösen in ihm verschiedene Empfindungen aus, vor allem diejenige der eigenen Ohnmacht gegenüber der ihn umgebenden Welt und infolge davon ein Angstgefühl. Insofern ist etwas Wahres an dem alten Satze „timor facit deos" (die Furcht schafft Götter) und auch der moderne Mensch kann ähnliches noch empfinden. So gibt z. B. Schiller in der „Braut von Messina" diesem angstvollen Abhängigkeitsgefühl ergreifenden Ausdruck in den wundervollen Worten des Chors:

„Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt."

Und dem Gefühl der Furcht steht das der Bedürftigkeit zur Seite. Um sein Leben zu fristen, sieht sich der Mensch auf die Gaben der Natur angewiesen, auf das Wild, das er erlegt, auf die Früchte, die er wildwachsend pflückt oder nach eigener Anpflanzung erntet. Geht es ihm nach Wunsch, so stellt sich wohl auch die Empfindung der Dankbarkeit ein. Und alle diese Gefühle Ohnmacht, Angst, Bedürftigkeit, Dankbarkeit, ganz besonderes aber das letztere suchen nach verwandten Wesen, auf die sie sich beziehen können. So mögen es diese Gefühle, außerdem aber auch die Wahrnehmung der unzähligen Bewegungen und Veränderungen in der Natur gewesen sein, welche den primitiven Menschen veranlaßten, sich jedes Einzelwesen der Natur als lebendig, die ganze Welt als von ungezählten Geistern bewohnt vorzustellen. Man sollte denken, einem solchen Glauben wäre als fast unüberwindliche Schwierigkeit die Unsichtbarkeit der Geister entgegengestanden. Indessen auf der niedersten Stufe der Religion, dem Fetischismus, gilt eben jeder einzelne und somit sichtbare Gegenstand als göttliches Wesen. Sieht der „Wilde" einen Felsen stürzen, der einen Baum niederreißt oder ein Tier oder einen Menschen erschlägt, so ist ihm eben der Fels selbst ein lebendiges, handelndes Wesen, und wie zähe und langlebig solche Vorstellungen sind, zeigt z. B. die Tatsache, daß es noch in geschichtlicher Zeit in dem hoch-

gebildeten Athen eine besondere Gerichtsstätte gab, wo leblose Gegenstände abgeurteilt wurden, die einen Schaden angerichtet hatten[1]). Eine zweite Quelle für den Glauben an Geister bildete jedenfalls das Traumleben, das nach naiver Vorstellung die Fähigkeit der Seele (bei Homer „eidolon“, d. h. Bildchen, nämlich des Leibes) zu beweisen schien, zeitweilig den Körper zu verlassen und einem an anderem Ort befindlichen Menschen zu erscheinen. Ekstatische Vorgänge, wie sie religiöse Begeisterung überall bewirkt, mögen diesen Glauben gestärkt haben. Hier liegt auch die Wurzel des Unsterblichkeitsglaubens: konnte die Seele schon im Leben zeitweilig sich vom Leibe lösen, so erschien der Tod als die endgültige Trennung von Leib und Seele. Die Seele führte ein Geisterdasein für sich weiter und konnte die Überlebenden sowohl fördernd als hemmend beeinflussen. So trat sie in den Kreis der übrigen Dämonen ein und erhielt wie diese einen Kultus mit Opfer und Anbetung, der dem egoistischen Streben entsprang, sie sich günstig zu stimmen und ihren Zorn zu meiden (Animismus: Seelenkult, Ahnenverehrung). Daher auch das Wort „de mortuis nil nisi bene“ („über die Toten rede nur günstig!“), das nicht der Pietät, sondern der Furcht, durch ein verletzendes Wort den abgeschiedenen Geist zu beleidigen und sich dadurch Schaden zuzuziehen, seinen Ursprung verdankt. Bei allen Völkern ist diese Form der Religion nachgewiesen, nur daß die einen, wie die Juden und Griechen, früher über sie hinauswuchsen, die anderen, wie z. B. die Römer, Chinesen und Japaner lange, ja immer an ihr festhielten. Auf Grund solcher Vorstellungen gestaltete sich nun je nach der Phantasie der verschiedenen Völker und nach ihrem eigenen Charakter ihr Götterhimmel aus: denn „in seinen Göttern malet sich der Mensch.“[2])

Aber es wäre irrig anzunehmen, daß die Götter dem primitiven Menschen nur zur Befriedigung seiner gemütlichen Bedürfnisse gedient hätten; sie leisteten ihm vielmehr noch einen weiteren Dienst und zwar nach der Seite des Verstandes hin. Nur unter der Voraussetzung des Götter- oder Geisterglaubens konnte der primitive Mensch die ihn umgebende Welt verstehen; nur so gelang es ihm, einige Ordnung in das Wirrsal der auf ihn einstürmenden Erscheinungen zu bringen, nur so konnte er sich die Aufeinanderfolge der ungezählten Vorgänge einigermaßen erklären, das unverständliche Nacheinander in ein begreiflicheres Durcheinander verwandeln, kurz: nur die Annahme von Göttern befriedigte sein Kausalitätsbedürfnis.[3]) Wie anders denn als Äußerungen lebendiger Wesen hätte er es verstehen sollen, daß Blitze vom Himmel zucken und der Donner rollt, daß Sonne, Mond und Sterne am Firmament hinwandeln, daß Regen niederströmt auf die Erde und diese befruchtet, so daß sie eine Fülle von Pflanzen aus ihrem Schoße emporsendet? Zur Erklärung aller dieser Vorgänge bedient sich der primitive Mensch der Beseelung (Personifikation) und der Verbildlichung (Metapher), die mit einander das mythische Vorstellen ausmachen.[4]) Er sieht z. B. den Himmel als einen Gott und die Erde als eine Göttin an, die sich geschlechtlich verbinden und so alles erzeugen, was die Welt erfüllt. Aber nicht nur die Welt um sich sucht der primitive Mensch durch den Mythus zu verstehen, sondern auch die Welt in sich, sein eigenes Wesen und Handeln. So werden Verstand und Verblendung, Liebe und Haß, Friede und Streit, Wahrheit und Lüge, Erinnerung und Vergeßlichkeit und unzählige andere Begriffe zu göttlichen Wesen. Das ganze Ergehen und Handeln des Menschen wird religiös aufgefaßt. Gesundheit und Krankheit gelten als Wirkungen von Dämonen und geradezu alle Formen menschlicher Tätigkeit werden auf Götter zurückgeführt. Man hat diese Art von Göttern, die namentlich für die römische und die litauische Religion bezeichnend sind, „Sondergötter“ genannt: So hatten z. B. die Römer nicht weniger als zwölf Götter für die verschiedenen Funktionen beim Geschäft des Säens: den „Durchackerer“, den „Pflüger“, den „Säer“, den „Dünger“ usw.[5]) Und noch tief in geschichtlicher Zeit, als sie im dritten Jahrhundert v. Chr. mit der Prägung von Silbermünzen begannen, führten sie dafür eine neue Gottheit, den „Silbergott“, ein. Analog ist es, wenn man in abgelegenen Orten Ostindiens beobachtet hat, „wie die Eingeborenen sich das Rätsel des Briefkastens durch die Annahme eines darin hausenden Geistes deuten, dem sie ihr Gebet und ein kleines Geldopfer darbringen, auch wohl den Bestimmungsort des Briefes laut zurufen, wenn sie ihn einwerfen.[6])

Die Stellung des primitiven Menschen zur Gottheit ist vorwiegend selbstsüchtig. Er wendet sich an sie, wenn er ihrer bedarf, sie soll ihm zur Ergänzung seiner eigenen Ohnmacht dienen. Dies geschieht durch Gebet, Opfer und allerlei heilige Handlungen („Sakramente“). „Das Gebet (auf dieser ursprünglichen Stufe) ist eine Beschwörung der Gottheit, wodurch die begleitende symbolische Handlung zu übernatürlicher Wirkung erhoben und das Wollen in Geschehen umgesetzt wird.“[7]) Es ist eine Art Zauber, durch die man die Gottheit in den Dienst des Menschen zu zwingen sucht: daher auch die peinliche Beobachtung der Gebetsformeln, deren Wirkung (z. B. in der römischen Religion) durch die kleinste Abweichung zu nichte gemacht werden kann. Das Sakrament oder Mysterium hat immer zum Zweck die Vereinigung des Gläubigen mit dem Gotte, sei es in der Form der Ekstase, sei es durch physisches Genießen des Gottes, der dadurch, daß er gegessen wird, keineswegs aufhört zu sein, sondern in den Menschen eingeht, um von ihm Besitz zu ergreifen.[8]) Um dies zu erreichen, ist kein Opfer zu schwer und werden die strengsten Vorschriften eines asketischen Lebens befolgt.

Man kann sagen, daß der ursprüngliche Mensch nur religiös apperzipiert. Es gibt nichts in Welt und Leben, das nicht mit der Religion in Beziehung gesetzt würde; ihm ist in der Tat „alles eines Gottes voll.“ Diese Auffassung ist ihm aus den obengenannten Gründen die natürliche, selbstverständliche. Hier liegt ein kollektivistisches Denken vor, das die Religion unwillkürlich schafft und daher keinen Religionsstifter braucht, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß im Lauf der Zeit Einzelne diesen oder jenen Teil der Religion weiterbilden, die volkstümlichen Vorstellungen in ein System zu bringen suchen, ja geradezu die Mythologie durch eigenes Dichten bereichern: in diesem Sinn enthält das Wort Herodots etwas wahres, daß „Homer und Hesiod den Griechen ihre Theogonie gemacht“ hätten.

Es ist klar, daß auf der ursprünglichen Stufe der Religion diese mit der Weltanschauung vollständig zusammenfällt. Der Mensch kann da noch gar nicht anders als mythisch denken. Was später als religiöses Symbol erscheint, ist ihm hier Wirklichkeit. Die Religion ist ihm das einzige Mittel, den Zusammenhang des Weltgeschehens zu begreifen. Sie allein befriedigt sein Gemüt und seinen Verstand. Sie beherrscht sein ganzes Leben und ist sein einziger geistiger Besitz. W. Nestle.

Paul Rabaut.

Ein Bild aus der Geschichte der reformierten Kirche Frankreichs während des 18. Jahrhunderts.

IV. (Schluß.)

Rabaut schöpfte neue Hoffnung auf Besserung der Lage der Reformierten, als auch Voltaire im Jahre 1763 sich für die Angelegenheit des getöteten Pastors Jean Calas interessierte und sich der unglücklichen Hinterbliebenen desselben annahm. Er schrieb eine Abhandlung über die Toleranz

[1]) Demosthenes, Gegen Aristokrates 76.
[2]) Schiller, Antrittsrede.
[3]) Schröder, Wesen und Ursprung der Religion in den „Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“ (München 1905), S. 11.
[4]) Usener, Mythologie im Archiv für Religionswissenschaft. VII. (1904), S. 25.
[5]) Usener, Götternamen (1896), S. 73 ff.
[6]) Usener, Archiv (1904), S. 11.
[7]) Usener, Archiv (1904), S. 16.
[8]) A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie (1903), S. 100 f.

(Traité de la tolérance). Aber so sehr er darin einerseits für das Recht der Individualität eintrat, so sehr bekämpfte er andererseits den Geist der Religion. Dieses philosophische Werk erregte großes Aufsehen in Languedoc. Paul Rabaut schreibt an Court de Gebelin, daß er sehr neugierig sei, diese Schrift zu lesen. Aber er konnte, wie aus einem seiner späteren Briefe hervorgeht, den Ausführungen nicht beistimmen. Er erkannte es klar, daß der glänzende Geist Voltaires weder den Geist der Reformation erfaßt hatte, noch die ungeheure Bedeutung, welche die Gesetze gegen die Protestanten in Frankreich hatten. Die Leichtfertigkeit des Philosophen in Sachen der christlichen Religion hinderte Rabaut und seine Glaubensgenossen, ihm ihre Leiden verständlich zu machen. Da schien eine neue Gelegenheit zu kommen, die langersehnte Toleranz für den Protestantismus zu erreichen. Die Regierung befand sich damals in einer finanziellen Notlage. Da griff der Hof zu einem verzweifelten Mittel, den Protestanten Duldung anzubieten gegen Geld. Schon hatten verschiedene Provinzen des Nordens Bittschriften an den König gerichtet, um die Gründung einer Bank zu stande zu bringen — aber es waren hauptsächlich die südlichen Provinzen, deren Zustimmung man gewinnen mußte. Die Anerbietungen waren verlockend. Man versprach den Protestanten, die diese Bank gründen würden, Anerkennung ihrer Religion und sonstige bedeutsame Vorteile. Aber der scharfsinnige Rabaut erkannte sogleich, daß das Projekt nicht annehmbar sei. Er sah, daß dasselbe ein sehr einfaches Mittel war, die Protestanten nach und nach zu ruinieren. Denn — sagt er — die Bedürfnisse der Regierung sind ungeheure und erneuern sich unaufhörlich. Die Protestanten würden ihr Geld dahingeben und sich zuletzt des einzigen Mittels berauben, über das sie verfügen könnten. Paul Rabaut wußte, daß der Staat nur aus egoistischen Gründen sich der Reformierten bedienen wollte. Der Pastor der Wüste bewies in dieser Angelegenheit seine hervorragende Menschenkenntnis und einen bewundernswerten Scharfsinn. Er stimmte dem Vorschlage des Pastors Pierre Encontre bei, welcher dahin ging, daß die Protestanten dem König ein freiwilliges Geschenk anbieten sollten. Die Unterhandlungen führten zuletzt zu keinem Resultat. Paul Rabaut meinte mit Recht, daß man die Toleranz zuerst besitzen müsse, bevor man sie bezahle.

Da die Protestanten fürchteten, daß am Ende des politischen Krieges die Verfolgung gegen sie von neuem beginne, so faßten sie den Beschluß, die Zeit auszunützen, um sich dem Hofe gegenüber stärker zu konstituieren. Rabaut verfaßte in dieser Zeit in Verbindung mit einem Freunde ein Schriftstück, das er in der Form eines pastoralen Briefes an die Reformierten der Kirche von Nimes richtete. Es war gewissermaßen eine Proklamation ihrer Rechte und ihrer Pflichten. Wir halten fest — heißt es darin — an der unfehlbaren Regel, daß die Religion erhalten wird in ihrer ganzen Reinheit. Deshalb haben wir gelernt, niemand anzubeten und keinem zu dienen als Gott allein. Wir kennen keinen andern Mittler zwischen Gott und den Menschen als Jesus Christus, kein anderes Reinigungsmittel als sein Blut, kein anderes Versöhnungsopfer als das, welches er am Kreuze brachte, kein anderes Verdienst als das seine, keine anderen Sakramente als die, welche er selbst eingesetzt hat. Nach einer schönen Beschreibung der Standhaftigkeit der alten Märtyrer, stellt der Brief den Gläubigen ihre Lage und ihre Pflichten vor Augen. Es wird als ausgeschlossen betrachtet, daß ein Protestant sich in irgend einer Sache der römischen Kirche anschließt — so wenig man „einem Hebräer zumuten kann“, wie es charakteristisch heißt — „die Statue des Königs Nebukadnezar zu verehren.“ — —

Immer wieder tritt Paul Rabaut für die unschuldig Verurteilten ein. Insbesondere bemühte er sich für die Gefangenen von Aigues-Mortes. Die geistig bedeutendste jener Unglücklichen, Marie Durand*), steht in beständiger Korrespondenz mit ihm. Sie teilte ihm ihre Angelegenheiten mit, ihre Hoffnungen und Entmutigungen. Marie Durand ist glücklich, in dem verehrungswürdigen Geistlichen einen teilnehmenden Freund gefunden zu haben, dem sie ihr Herz ausschütten kann. Sie hat ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Seine Freundschaft hält sie in ihrer trostlosen Lage während ihrer langen Gefangenschaft aufrecht. Erst 1766 wurden durch Rabauts Bemühungen einige der beklagenswerten Opfer freigegeben. Paul Rabaut hielt die in dem finstern Turm Schmachtenden durch seine Trostbriefe und väterlichen Ermahnungen aufrecht — bis im Jahre 1769 die letzten ihre Freiheit wieder erlangten. —

*) Vergl. Protestantenblatt 1903, 32—35.

So befand sich der Protestantismus in Frankreich im zweiten Jahrzehnt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch immer in seltsamer Lage. Nirgends gab es etwas Definitives, Regelmäßiges; die Geistlichen sind halb anerkannt, halb geächtet, der Hof sieht es ein, daß etwas geschehen müsse zu gunsten der Reformierten und führt doch nichts aus. Es war für die Protestanten noch immer eine verzweifelte Lage. Wohl traten die politischen und philosophischen Schriftsteller dieser Epoche für die Toleranz ein. Aber es geschah keineswegs aus Sympathie für das Los ihrer protestantischen Volksgenossen. Sie schienen wenig zu wissen von den Schmerzen und Leiden von mehr als einer Million ihrer Mitbürger. Ein Montesquieu spricht von allem in seinen Lettres Persanes — aber nirgends von der Verfolgung der Hugenotten. Diderot und D'Alembert widmen ihnen kein wohlwollendes Wort. Rousseau, ein Sohn der Stadt Calvins, griff lieber den Katholizismus an, als daß er den Protestantismus verteidigte. Voltaire schien sich der protestantischen Sache anzunehmen, indem er für die unglückliche Familie des hingerichteten Pastor Calas eintrat und eine Abhandlung über die Toleranz verfaßte. (Siehe oben!) Aber er war niemals genau unterrichtet über die Leiden dieses großen unterdrückten Volkes. In seinem Buch über das Zeitalter Ludwig XIV. spricht er von dem Kalvinismus in oberflächlicher Weise. In seinem „Précis du siècle de Louis XV.“ sagt er von dem Protestantismus kein einziges Wort. Woher kam diese Gleichgültigkeit? Es lassen sich verschiedene Gründe dafür anführen. Nachdem die Reformierten sich von der übrigen französischen Nation getrennt hatten, hielt man sie für Fremde, deren Unglück keine Sympathie verdiene. Zudem war die strenge Disziplin des Kalvinismus nicht nach dem Geschmacke dieser Philosophen. Katholizismus und Protestantismus waren für sie nur zwei verschiedene Formen des nämlichen Aberglaubens. — So begreifen wir es, daß Paul Rabaut gänzlich davon absah, seine Zuflucht zur Hülfe der Philosophen zu nehmen. Er fürchtete den Einfluß, den ein solcher Schritt für seine Herde haben könnte. Von einer vollkommenen Gleichheit aller Kulte, von einer völligen religiösen Freiheit war noch nicht die Rede — indessen läßt sich nicht verkennen, daß der Gedanke der Duldung immer mehr an Boden gewann. Die Regierung brachte den Pastoren immer mehr Vertrauen entgegen; vor allem erkannte sie die Verdienste Paul Rabauts in Languedoc an. Besonders warm traten jetzt für die Duldung der Reformierten Rulhière und der Minister von Breteuil ein. Letzterer übergab im Oktober 1786 dem König eine Schrift, in welcher er in lichtvoller Weise seine Hauptgedanken niederlegte. Auf seinen Wunsch schrieb Rulhière im Jahre darauf seine „Eclaircissements historiques sur la cause de la révocation de l'édit de Nantes — et sur l'état des Protestants en France.“ Breteuil schlägt Ludwig XVI. vor, die Ideen von Malesherbes zur Grundlage für das Edikt über den Zivilstand der Protestanten zu machen. Endlich im November 1787 erschien das Edikt. Alle Gewalttätigkeiten gegen die Reformierten werden verworfen, weil sie dem Geiste des Christentums wie den Grundsätzen der Vernunft und der Humanität widersprechen. Die Protestanten sollen für alle Handlungen des bürgerlichen Lebens stets freie Wahl haben, sich entweder dem Klerus oder den bürgerlichen Behörden an ihrem Orte vorzustellen. Diese Anerkennung der bürgerlichen Rechte der Reformierten war ein ungeheurer Fortschritt gegenüber dem alten Regime.

Lange hatte Ludwig XVI. gezögert — eine beinahe abergläubische Furcht hielt ihn zurück, etwas an den Gesetzen seiner Väter zu ändern. Es war das große Verdienst des Ministers Breteuil, die Bedenken des Königs zu überwinden. Der öffentliche Geist hatte doch immer lauter zu Gunsten der Reformierten gesprochen. Zudem trugen die engen Beziehungen Frankreichs mit Nordamerika dazu bei, die Ideen der bürgerlichen und religiösen Freiheit zu verbreiten. Der General Lafayette besuchte Paul Rabaut in Nimes, schloß den ehrwürdigen Greis in seine Arme und lud seinen Sohn Rabaut-Saint-Etienne ein, ihn nach Paris zu begleiten, um dort die Sache seiner Brüder zu vertreten. 102 Jahre nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ward das Toleranzedikt Ludwig XVI. unterzeichnet. Wenn es auch den „Nichtkatholiken" noch nicht dieselbe Berechtigung in religiösen Dingen zugestand wie den Katholiken, so enthielt es doch für sie bedeutsame Zugeständnisse. Fortan sollten sie das Recht haben, in Frankreich zu leben und daselbst einen Beruf oder ein Handwerk auszuüben, ohne wegen ihrer Religion beunruhigt zu werden. Sie sollten weiter die Erlaubnis haben, sich gesetzlich zu verheiraten vor den bürgerlichen Behörden und ermächtigt sein, die Geburten in die öffentlichen Bücher eintragen zu lassen, endlich sollten sie nach bestimmter Vorschrift die Toten begraben dürfen, die nicht nach dem Ritus der römischen Kirche begraben werden konnten. — Besonders weittragend waren die Folgen dieses Edikts in der Praxis. Die bürgerliche Existenz der Protestanten war nun wieder anerkannt. Paul Rabaut war hocherfreut, diesen Sieg seiner Glaubensgenossen noch zu erleben. Sein Werk wurde von seinem Sohne in würdiger Weise fortgesetzt.

Bis in die letzten Jahre seines Lebens stellte Paul Rabaut seine Kraft in den Dienst des Protestantismus Frankreichs. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, ihn zu hören. Er übte eine ungeheure Anziehungskraft auf die Menge aus. Seine Stimme war klar und scharf. Er betete mit einer Glut und Weihe, welche die Herzen durchdrang und die Seelen zu einem fruchtbringenden Hören seiner Predigt stimmte. Es sind uns Predigten von Paul Rabaut aufbewahrt. Sie zeichnen sich weder durch rhetorisches Genie, noch durch vollendete Form aus — dazu fehlte dem verehrten Geistlichen die Zeit — aber man findet in denselben viel Ordnung, eine wohltuende Milde, Klarheit und Weihe. Es ist die einfache, väterliche Art, welche den Versammlungen der Wüste angemessen war. Niemals finden wir in diesen Reden dogmatische Erörterungen. Sie sind praktischer Natur. Selten wird Polemik darin getrieben. Sie sind durchweg sehr methodisch und ausgezeichnet durch strenge logische Gliederung. —

Paul Rabaut war während eines halben Jahrhunderts das Vorbild eines christlichen Geistlichen, eines wahren Nachfolgers Jesu Christi. Fest und standhaft hat er die Heiligtümer der Reformation, die Glaubens- und Gewissensfreiheit, verteidigt gegenüber unerhörten Gewalttaten. In schwerer Verfolgungszeit war er der von Gott gesandte Führer und Lehrer seiner Glaubensgenossen. Er hat seinem Vaterland im 18. Jahrhundert unvergeßliche Dienste geleistet durch die Vereinigung von Ernst und Milde, die ihn immer den richtigen Entschluß fassen und vor jedem Fanatismus zurückschrecken ließ. Gerade in dieser Mischung von Nachgiebigkeit und Ernst war sein ungeheurer Einfluß auf die Kirchen der Wüste begründet. Das tiefste Geheimnis aber seines inhaltreichen, unsterblichen Lebens, das, was jenen Bekennermut und Glaubensheroismus erzeugte, — das war sein christlicher Glaube. Er war es, der ihm diese kühne Selbstgewißheit verlieh, diese überwindende Kraft mitten in allen Leiden und Entbehrungen, diese heilige Ruhe mitten im Sturm. Dieser Glaube verlieh ihm jene Zuversicht auf den endlichen Sieg des Wahren und des Guten. Wo immer man tasten will an die Reinheit und Hoheit der Heiligtümer, welche die Reformation uns brachte, wo man uns Schein für Wahrheit, Form für Geist, Aberglauben für Religion bieten will — da ruft uns Paul Rabaut auf zum Kampfe, daß wir unbefleckt erhalten die Fahne evangelischen Glaubens und protestantischer Freiheit.

Carl Lamb.

Die Frau Pfarrer.*)

Übersetzt von W. Roghé.

I.

Man hatte sie begraben. Das wußte jedermann. Aber wie ging es denn zu, daß sie noch da war, noch immer da war?

Als die Ältesten der dissentierenden Gemeinde zu ihrem Pfarrer Senserff in das Pfarrhaus kamen nach dem Gottesdienste, da wurden sie von Senserff empfangen im nämlichen Zimmer, in dem die Frau Pfarrer sie früher stets empfangen hatte, im Hinterzimmer mit den Flügeltüren, von wo man in den Garten blickt.

So war gar nichts verändert.

Auf dem Tisch standen wie immer die frisch gepflückten Blumen, das war natürlich ihr Werk gewesen.

Ein wenig schräg gegen die Wand an der Lichtseite stand ihr Schreibtisch mit den Porträts und mit Schreibarbeit, bei der sie gerade die Feder niedergelegt hatte, mit noch hundert anderen kleinen Gegenständen.

Und gerade daneben der Nähkorb; ein Stück Zeug mit Nadel und Faden daran ragte heraus; soeben war sie von dieser Näharbeit aufgestanden.

An den Wänden hingen all' die kleinen Dinge, die eine Frau daran gruppiert, und die den Kirchenältesten immer als Überladung erschienen waren, denn bei ihnen daheim gab es fast gar keinen Wandschmuck, nur einen Stich und einen Kalender; hier dagegen war die Wand ganz bedeckt mit Zierrat.

Dann setzten sie sich, die Ältesten, und begannen über einen Gegenstand zu sprechen aus der Predigt, über ein armes Gemeindeglied, das besucht werden sollte, oder über Wochenneuigkeiten.

Sie redeten eifrig weiter, während die Haushälterin den Kaffee einschenkte, herumreichte und sich entfernte, denn Senserff duldete nicht, daß sie sich im Wohnzimmer niederließ. Ihr Platz war in der Küche, wenn man ihrer nicht bedurfte.

Und was nun die Ältesten während des Plauderns dachten, war: Die Frau Pfarrer ist gewiß im anderen Zimmer, hat gewiß etwas zu tun, das sie abhält, heute hereinzukommen, wird von häuslicher Arbeit in Anspruch genommen.

Fast hätten sie gefragt: „Geht es Ihrer Frau gut, Herr Pfarrer?" Sie mußten an sich halten, um solchen groben Verstoß nicht zu begehen.

Wie konnte man sie begraben haben? Im Pfarrhause war sie noch, nur im anderen Zimmer. Auch in der Hütte der Armen, der Kranken, war sie noch.

Meint Ihr, daß sie daraus verschwunden war? Man erwartete sie dort noch stets. Es war so: Im Pfarrhaus war angesagt worden, die Frau des Tagelöhners des Diakonen Sanders, im Hause hinter der Schule, sei krank. Und die Leute waren überzeugt, daß die Frau Pfarrer gleich kommen würde, wie stets zuvor.

Niemals war früher vergeblich zur Frau Pfarrer geschickt worden. Wenn sie dann erschien, so war es, als ob ein Engel an Schönheit und Güte vom Himmel herabgekommen wäre. Auf einmal wurde es hell, ganz hell in der dunkeln Stube! Sie ging auf die Bettstelle zu und setzte sich, denn sie hatte immer Zeit für die Kranken. „Ein Arzt oder ein Pfarrer, oder eine Pflegerin, die es eilig hat, taugt nicht für die Kranken", hatte sie gesagt. Es war, als ob eine Engelsgeduld sich bei der Kranken niedergelassen

*) Aus „Oostloorn". Dorfskizzen von S. Ulfers. Rotterdam bei D. van Syn & Zoon. Dritte Auflage.

hätte. Ganz leise pflegte sie dann zu sprechen; es war kein Flüstern, auch beim leisen Sprechen hatte sie Ton und Ausdruck. Und dann packte sie Mitgebrachtes aus: Brod für die Kinder, auch Kleider, Wein und noch sonst etwas Schmackhaftes für die Kranke. Und wenn sie gegangen war, dann war noch ein Lichtschimmer zurückgeblieben, ein erquickender Schimmer.

Die Leute waren nicht verdrießlich, wenn sie fort war. Kam sie doch zurück am selben Tage oder morgen. So war es früher gewesen. Und sieh nur, als Sanders' Tagelöhnersfrau Bescheid ins Pfarrhaus geschickt hatte, da war am selben Mittag allerlei zur Erquickung angekommen, Brod für die Kinder und für sie selbst Wein und zubereitete Speise.

„Wer hat das gebracht?“ fragte sie ihre Kinder. „Ich schlief gerade; ist die Frau Pfarrer hier gewesen?“ Aber sie besann sich wie jemand, der eben erwacht ist und einsieht, daß er etwas Unbedachtes gesagt hat. Und hätte sie weiter gesagt, was ihr auf der Zunge gelegen, so hätte es gelautet: „Hat Frau Pfarrer auch gesagt, wann sie heute abend wieder vorsprechen wird? Ich möchte nicht gern wieder schlafen, wenn sie kommt.“

Allen Kranken war es, als ob sie gerade eben dagewesen wäre oder gleich kommen müßte; gewiß hatte die Frau Pfarrer noch keine Zeit finden können, hatte zu Hause noch zu tun.

Sie war also noch da. In den Hütten der Kranken war sie noch. Wie konnte man nur behaupten, daß sie begraben wäre?

* * *

Auch da drüben im Gehölz war sie.

Meint Ihr, daß sie niemals mehr im Gehölz spazieren ging?

Edde, der Holzhauer, der sie dort früher immer an schönen Tagen hatte sitzen sehen; gegen die Böschung, in der Sonne, mit dem kleinen Kinde im Schoß, das sie den warmen Strahlen aussetzte, hegte und pflegte, um es dem Leben, das zu entfliehen drohte, zu erhalten. — Edde, der Holzhauer, kam täglich an jener Stelle vorbei.

Dort hatte sie immer sogar freundlich mit ihm gesprochen! Wie war es doch möglich, daß eine vornehme Dame mit einem gewöhnlichen Manne so zu plaudern verstand! Er wußte, daß sie einer altangesehenen Familie entstammte; wenn ihr Vater auch nur ein Pfarrer war, so war doch die Residenz Haag ihre eigentliche Heimat. Hatte nicht auch Schepers gesagt, daß sie noch zur Familie des Ministers gehörte? Und mit ihm redete sie immer so, als ob sie das Kind seiner Nachbarin wäre!

„Wie finden Sie mein Kind heute?“ fragte sie. Und er mußte dann unter das feine Tuch sehen, das sie zurückschlug. „Finden Sie nicht, das es Fortschritte macht? Schauen Sie mal die roten Backen an.“

Hätte eine Stimme vom Himmel gerufen, „du mußt knieen vor dieser Frau, während du nach dem Kindchen siehst“, so wäre er in die Knie gesunken. Was war es doch auch für eine Frau!

Siehe, heute saß sie nicht dort. Aber in der Empfindung des Holzhauers war es so, als ob sie nur einen anderen Platz im Gehölz aufgesucht hätte.

Wo mochte dieser sein? An der anderen Seite des Gehölzes, von wo man den Turm von Zuidloorn über die ferne Heide sehen konnte?

Also war sie noch da. Im Gehölz war sie. Nur an einer anderen Stelle. Wie konnte man nur behaupten, daß sie begraben wäre?

* * *

Auch in der Kirche war sie noch. Meint Ihr, daß sie dort nicht mehr saß? Immer hatte sie dort ihren Platz gehabt nahe der Seitentür, in der Bank, über der sich das mit Bildhauerarbeit verzierte Portal erhob. Weil jene Bank höher stand als die anderen Bänke, konnte jeder sie dort erblicken. Und die Kirchenbesucher sahen gern nach ihrer Seite. Blinzelten nicht sogar die Ältesten nach jenem Platze? Niemand konnte es lassen, dorthin zu schauen.

Die jungen Mädchen waren nicht eifersüchtig auf ihre Schönheit. Keines der Mädchen stellte in Abrede, daß die Frau Pfarrer die schönste unter allen Frauen in der Kirche war. Eigentümlich, die jungen Mädchen betrachteten sie als zu ihnen gehörig und sprachen gar nicht von ihr als von einer verheirateten Frau. Aber mit welch holdseligem Lächeln grüßte die Frau Pfarrer sie auch aus ihrer Bank! So lächelte keine andere verheiratete Frau in der Kirche zu Oostloorn; die glaubten ihre Würde wahren zu müssen.

Selbst solche, welche ganz hinten in der Kirche saßen, schauten nach jener Bank, sogar bis zu den unartigen Jungen, die immer zur Ruhe verwiesen werden mußten von dem Glockenläuter, den der Kirchenrat dazu angestellt hatte.

Der Herr Pfarrer mochte noch so schön predigen, der Kirchgang war kein rechter gewesen, wenn die Frau Pfarrer gefehlt hatte. So wie in den Tagen nach der Geburt des kleinen Kindes.

Und nun war die Bank leer. Aber das verhielt sich doch nur so, weil gerade das Kind geboren war. Welcher Unterschied bestand zwischen damals und heute?

Wenn die Leute nach Schluß des Gottesdienstes auf den Platz vor der Kirche gelangten und dort den Pfarrer sahen, mußten sie sich zusammennehmen, um nicht zu fragen: „Wie geht es Ihrer Frau heute, Herr Pfarrer? Ist das Kind auch wohlauf?“

Und wenn dann die Leute nach dem Gottesdienste wieder zu Hause angelangt waren, dann fragte bisweilen eine Frau, die daheim hatte bleiben müssen, ehe sie sich recht besann: „Und war die Frau Pfarrer auch wieder da? War sie schon wieder ganz hergestellt?“

Auch der Küster versah sich noch immer; denn warum säuberte er sonst noch stets vor Beginn des Gottesdienstes die Bank von dem etwa angesammelten Staube?

Die Leute sahen noch immer nach jenem Platze. Ihrem Empfinden nach war die Frau Pfarrer im Pfarrhause; für eine Weile; an einem der folgenden Sonntage mußte sie wieder in der Kirche sitzen und das Kind dann getauft werden.

Wie konnte man nur behaupten, daß sie begraben wäre?

* * *

Im Dorfe, überall war sie noch da. Als der Schlachter nach Hause kam, fragte er seine Frau: „Was für Fleisch hat die Frau Pfarrer heute bestellt?“

Wenn der Lehrer merkte, daß ein Kind nicht zur Schule gekommen war und die anderen ihm sagten, das Kind wäre krank, so erwiderte er, der unbesonnene Mann: „Ich werde es gleich der Frau Pfarrer sagen, die wird wohl etwas für das Kind zur Hand haben.“ Als der Jude Jacob, der auch Schlachter war, an seinem Fenster saß und zwischen der Gardine und dem Fenstervorsatz hervorlugte, da geschah es, daß er zu Sara sagte: „Hab' ich doch heute die Frau Pfarrer noch nicht vorbeigehen sehen.“ Aber das hatte er nur einmal gesagt, denn Jacob war ein weiser Mann und nie kam eine Dummheit zum zweiten Male über seine Lippen.

Für das Empfinden des ganzen Dorfes war es so, als ob die Frau Pfarrer nur fort wäre auf Besuch zu ihrem Vater in Gelderland, wie sie schon mal getan.

Wie konnte man nur behaupten, daß sie begraben wäre?

Vom Büchertisch.

Arnold Meyer. Die Auferstehung Christi. Verlag von Mohr, Tübingen 1905. 368 S. Ungebunden 3 ℳ, gebunden 4 ℳ.

Das Buch gehört zu den von Professor Weinel in Jena herausgebenen Schriften „Lebensfragen“, die im Sinne der modernen Theologie geschrieben werden und dazu bestimmt sind, den Gebildeten Hülfe zu bringen in ihren Glaubensnöten. Eine solche Glaubensnot, besonders in jeder Osterzeit quälend, schafft andauernd das Problem

der Auferstehung Jesu. Meyer rückt diesem Problem von allen Seiten unerschrocken auf den Leib. Seine sehr genaue Prüfung und Vergleichung der Auferstehungsberichte in den Evangelien und außerbiblischen Schriften ergibt, daß wir es zu tun haben „mit Erzählungen, die sich von sehr einfachen Anfängen aus allmählich auseinander und aneinander entwickelt haben, wie es eben die Christenheit nötig hatte und wie es ihrer fortschreitenden Entwicklung entsprach“ (S. 93). Als tatsächliche Erlebnisse liegen den Berichten Erscheinungen, d. h. Visionen der Jünger zu grunde, die vielfache Analogien in der Religions- und Kirchengeschichte haben (S. 217—272) und sich ohne Schwierigkeit erklären lassen aus der seelischen und körperlichen Verfassung der Jünger nach der Kreuzigung ihres Meisters und es ist das trotz aller Schrecknisse und Enttäuschungen ihnen unverlorene Person- und Lebensbild Jesu, das sieghaft *in ihnen* aufersteht und infolge ihres seelischen Zustandes oder ihrer ekstatischen Natur (Paulus) als in der Außenwelt ihnen erscheinend von ihnen gesehen und geglaubt wird (S. 272—315). Soweit wir dieses Person- und Lebensbild Jesu haben und aus ihm Kräfte und Antriebe zur Aneignung und eigenen Darstellung des durch Jesus verwirklichten Menschenideals nehmen, haben auch wir einen „Auferstandenen“ mit allen Wirkungen, die von ihm je ausgegangen sind und ausgehen können (S. 316—336).

Während die langatmige, aber notwendige Untersuchung über die Auferstehungsberichte und die ihnen zu Grunde liegenden Tatsachen etwas ermüdend ist, fesselt die „Deutung der festgestellten Tatsachen“ mit der „Geschichte der wichtigen religiösen Visionen“, die Abhandlung über die Psychologie und Pathologie der Visionen und ihre Anwendung auf die Auferstehungserscheinungen, sowie die Herausarbeitung dessen, *was wir* am Auferstehungsglauben haben, ungemein. R.

W. A. Hollenberg. Hülfsbuch für den *evangelischen Religionsunterricht* an Gymnasien und Realgymnasien. (Tertia bis Prima.) 2. Aufl. der Neubearbeitung (von *Oswald Gerhardt*, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium zu Berlin). Mit zwei Karten. Berlin, Wiegand u. Grieben, 1905. 330 Seiten. Preis: gebunden 2,80 Mk.

Das Hollenbergsche Lehrbuch, das, wenn ich nicht irre, schon bei Lebzeiten des Verfassers ungefähr 30 Auflagen erlebt hat, erscheint jetzt zum zweiten Male in der Neubearbeitung Gerhardts. Nach der Vorrede zur ersten von ihm veranstalteten Ausgabe hat er die neuen Lehrpläne von 1901 natürlich berücksichtigt, die manche Zusätze nötig machten, andererseits, um den Umfang des Buches nicht zu sehr anwachsen zu lassen, manche Kürzungen vorgenommen, im allgemeinen sich möglichst konservativ zur Arbeit des Vorgängers verhalten. Der zweiten Auflage der Neubearbeitung „sind Lebensbilder der bedeutendsten Apostel eingefügt und die Inhaltsangaben der neutestamentlichen Briefe vermehrt worden; der Manichäismus, der Islam und die Kreuzzüge haben eine ihrer Bedeutung entsprechende Erwähnung gefunden; die Darstellung der vorreformatorischen Erscheinungen, wie der Reformation selbst hat Änderungen und Zusätze erfahren, um sie klarer und übersichtlicher zu gestalten; endlich ist ein Abriß der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes bis zur Gegenwart aufgenommen worden“. Das Buch behandelt die einzelnen Unterrichtszweige je als ein Ganzes; welche Teile jeder Klasse vorschriftsgemäß zufallen, ist in einer vorangestellten Übersicht der Lehrpensa angegeben.

Den 1. Teil bildet Luthers kleiner *Katechismus*, in Fußnoten von Sprüchen begleitet, die den Ausführungen des Lehrers den Weg vorzeichnen, wenigstens vorschlagsweise. Der 2. Teil ist dem *Alten Testament* gewidmet. Zu loben ist das Bestreben, den religiös-sittlichen Gehalt herauszuheben, zu tadeln aber die Zurückhaltung gegenüber den gesicherten Ergebnissen der neueren Forschung, ja vielfacher direkter Gegensatz gegen sie. Zwar gibt es für den Bearbeiter einen exilischen Verfasser von Jes. 40—66, und S. 27 macht er die Bemerkung: „Mögen wir auch nicht viele Gesetze von Moses selbst haben: die später ihm zugeschriebenen wollen alle nur sein Werk vollenden und seinen Gottesstaat befestigen.“ Dabei aber wird das Gesetz „natürlich“ (vgl. Vorwort) nicht in seine Hauptschichten zerlegt, sondern der Schüler bleibt in dem Wahn, als ob die spätere Priester- und Gottesdienstordnung vom Einzug in Palästina an bestanden habe, und daß auch die Stiftshütte eine geschichtliche Größe sei. *Wir müssen* endlich geschichtlicher zu verfahren wagen und auch das Wort *Sage* nicht ängstlich umgehen, wenn nicht das schon hinreichend erschütterte Vertrauen dem Religionsunterricht immer mehr verloren gehen soll! Als Beispiel für die unwissenschaftliche Haltung des Buches in vielen Partien führe ich nur noch die Behandlung der messianischen Weissagungen (§ 54 vgl. § 42) an. Die Propheten kommen ziemlich kurz weg. Im dritten Kapitel, das sich mit dem „*Neuen Testament*“ beschäftigt, schweigt, wie zu zu erwarten, die Kritik so gut wie ganz; auch von Quellenkritik keine Spur, Synoptiker und Johannes werden nach Belieben abwechselnd benutzt, die erzählten Wunder sind einfach Tatsachen Dem erzählenden Teil folgt, wie im alttestamentlichen Kapitel, die besondere Behandlung einiger biblischer Abschnitte, des größten Teils des Ev. nach Mat., der Apg., dann namentlich des 1. Kor., des Gal., des 1. Joh., des Ev. Joh. und des Röm. Hier deutet die Überschrift „*Aus dem Römerbrief*“ vielleicht darauf hin, daß auch Gerhardt das Gefühl hat, ein allzu langes Verweilen bei dessen Gedankengängen würde für die Schüler kaum gewinnbringend sein. Zwischen die Dispositionen und Erläuterungen dieser Schriften hineingestellt sind beim Übergang zu den Briefen kleine Charakterbilder der Apostel, unter denen „Jakobus der Jüngere“ mit Jakobus, dem Bruder des Herrn, verwechselt wird, sodann Paragraphen über die christlichen Gemeinden zur Apostelzeit und die neutestamentlichen Schriften. Will man dem Verfasser doch ein Minimum von literarischer Kritik des Neuen Testaments zugestehen, so übt er diese, wiederum höchst leisetretend, durch Übergehung einiger Briefe, durch den Ausdruck „der nach Jakobus genannte Brief“ und durch Erwähnung einer „merklichen Verschiedenheit“ der Evangelien neben ihrer Übereinstimmung. Beunruhigend wirkt das kaum, denn auf derselben Seite ist ja die Inspiration anerkannt, wenn auch eine solche, welche „die menschliche Eigentümlichkeit des Schreibenden nicht vernichtet“. Ich muß gestehen, daß solche künstlich gedämpfte Töne oder Lichter mir stets wehe tun.

Doch wir atmen auf: geht es doch im 4. Abschnitt in die *Kirchengeschichte* hinein, für die ein *solches* Maß von Vorsicht von den offiziellen Bestimmungen nicht mehr gefordert wird. Die eigene Darstellung des Verfassers bezw. Bearbeiters wird durch viele Proben und Belege aus den Quellen belebt. An die Geschichte der Reformationszeit wird zweckmäßig eine eingehende Übersicht der Unterscheidungslehren angeknüpft. Den Abschluß dieses Teils bildet eine Einführung in die Verfassungsverhältnisse der evangelischen Kirche (Preußens).

Aufgefallen ist mir, daß das odium generis humani in dem Bericht des Tacitus über die Neronische Christenverfolgung als Haß der Welt gegen die Juden aufgefaßt wird (S. 169), daß „die landläufige Auffassung, als habe Luther (in Marburg) durch seine Schroffheit das Werk der Einigung verhindert, sich nach den neuesten Forschungen als irrig herausgestellt haben soll“ (224), daß von Kant einseitig geurteilt wird, er habe „zum Sturz des Rationalismus viel beigetragen“ (252), während doch andererseits zu beachten wäre, daß gerade er selbst seinen Standpunkt mit diesem Namen bezeichnete, und die theologischen Rationalisten sich gern auf ihn beriefen, und endlich, daß auch Sachsen-Weimar und Württemberg „die Union gesetzlich eingeführt“ haben sollen (254). Daß der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein ungenau als „Allgemeine protestantische Missionsgesellschaft“ aufgeführt wird (260), fällt nicht sehr ins Gewicht gegenüber dem erfreulichen Umstand, daß er ungeschlagen davon kommt, was sich ja leider bei Kundgebungen von „positiver“ Seite nicht von selbst versteht.

Der 5. Teil ist überschrieben: „*Zur Glaubens- und Sittenlehre*“. Trotz vieler Einwendungen, die ich gegen die orthodoxe Dogmatik des Verfassers zu machen hätte, erkenne ich doch gern an, daß sie vieles Gute enthält, in sachlichem Ton gehalten und auch durch Heranziehung von Beispielen und Stellen aus der deutschen und der altklassischen Literatur, die dem Primaner des humanistischen Gymnasiums vertraut ist, dem Schüler interessant gemacht wird. Zuweilen erwartet man eine Belehrung, wo nur ein Thema angedeutet wird, wie z. B. S. 297 „Von der Notlüge“, S. 301 „Das Amt der Schlüssel„. Undeutlich, ja bedenklich, erscheint mir der Ausspruch: „Wir dürfen den überlieferten Sätzen über sein (Jesu) Wesen und Werk trauen, *soweit der Glaube der Gemeinde in Frage kommt*“ (S. 284).*)

Der 6. Abschnitt endlich bietet *die drei alten Symbole und die Augsburgische Konfession* dar. In der kurzen und zweckmäßigen Vorbemerkung zu deren Texten, denen einige Anmerkungen beigegeben sind, vernehmen wir endlich auch einmal den erfrischenden Ton einer unumwundenen Kritik: „Das Symbol, das fälschlich nach Athanasius genannt wird, mit dem Anfang: Quicunque vult salvus esse, ist im 8. Jahrhundert bekannt geworden. Es ist eigentlich nicht mehr zu den allgemeinen Bekenntnissen zu rechnen. Der Begriff des *Glaubens ist schon verfälscht*, wie Anfang und Schluß zeigen.“

Mehlhorn.

J. D. Hirsch. *Der Aberglaube.* Verlag von A. Helmich, Bielefeld. 80 S. 1 M.

Ein Mann, für den „der Mensch im Gegensatz zur Tierwelt durch den eingeschaffenen Hauch aus Gott ein Trinitätswesen (!) nach göttlicher Ebenbildlichkeit“ (S. 42) ist, und für den es wirklich geschehen ist, daß durch Jesu Wort aus dem Besessenen „unsaubere Geister oder Dämonen“ aus- und in Säue hineinfuhren (S. 46), dürfte nicht gerade der Berufenste sein, um über Aberglauben zu schreiben. Immerhin wird der alte Hauptlehrer aus dem Ravensbergischen durch sein Schriftchen solchen Lesern einen Dienst tun können, die noch gar nichts davon wissen, daß der Aberglaube nach Vorstellung und Gebräuchen im altgermanischen Heidentum wurzelt. Wer sich aber gründlicher und sachlicher darüber unterrichten will, mag etwas mehr anlegen und sich die Schrift von Dr. Stubenvoll kaufen, „Heidentum im Christentum“, Verlag von Siebert in Heidelberg, 191 S., die nach den Kalendertagen geordnet ist und auf einem Spaziergang durch das ganze Jahr alle abergläubischen Gebräuche bespricht, die im weiten Vaterland und darüber hinaus an die einzelnen Tage sich knüpfen, sowie deren Herkunft und Bedeutung aufzeigt. R.

Pfarr-Bibliothek vom Emil Ohly und Dr. W. Rathmann. Band 48. *Vereinsreden.* Verlag von G. Strübig, Leipzig. 1903. Broschiert 1,50 M., geb. 1,75 M. 182 S.

Reden und Ansprachen in Jünglings-, Männer-, Jungfrauen-, Frauen-, Arbeitervereinen u. a., auch einige Predigten bei Festen derselben, von verschiedenen Verfassern. Stichproben ergeben eine enge Orthodoxie und gerade keinen Geistes- und Gedankenreichtum. Der Pfarrerstand sollte sich überhaupt solche armseligen Krücken durch Nichtkaufen verbitten, wogegen Sammlungen von Material zu begrüßen wären, das dann jeder nach seiner Individualität verarbeiten und gestalten könnte. R.

*) Von mir gesperrt.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 33.

Bremen
Berlin.

12. August 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die Orthodoxie. II. — Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. 6. Stellung zur Theologie. Dr. Lepsius. Drei Richtungen. — Nachrichten. — Anzeigen.

Die Orthodoxie.

II.

Aktenstücke zur kirchlichen Zeitgeschichte.

(Vgl. Beilage Nr. 20.)

4. Aufruf des Eisenacher Bundes.

Der Eisenacher Bund versendet folgende Mitteilung an die Presse:

Die diesjährige Tagung der Eisenacher Konferenz*) in Kösen hat zur Begründung eines Bundes geführt, welcher die Bestrebungen und Ziele der Konferenz in allen Teilen Deutschlands zu vertreten und energisch zu fördern sich zur Aufgabe gemacht hat.

Die Eisenacher Konferenz trat zu Pfingsten 1902 zum erstenmal zusammen mit der Absicht, die Gemeinschaftsbewegung mit der Kirche und der positiven Theologie in engere Fühlung zu bringen. Diese Absicht war getragen von der Überzeugung, daß Gott unserem Volke die Kirche der Reformation gegeben hat, und daß wir dem Herrn der Kirche dafür verantwortlich sind, daß das Verständnis des Evangeliums, wie wir es der Reformation verdanken, unserem Volke bewahrt und nicht durch ungesunde und unevangelische Lehrbildungen verdunkelt werde.

Aus diesem Grunde betonte die Eisenacher Konferenz, daß von jedem Eifer und jeder Hingabe im Dienst des Herrn nur dann ein dauernder Segen für unser deutsches Volk zu erwarten ist, wenn die Verkündigung des Evangeliums von seiten der Geistlichen und der Laien mit der gesunden Lehre der Reformation und der Arbeit der gläubigen Theologie in Übereinstimmung bleibt und die Gemeinschaft des Glaubens sich auf den geschichtlichen Grundlagen unserer evangelischen Volkskirche aufbaut. Darum hat es auch die Eisenacher Konferenz nicht daran fehlen lassen, sowohl den Sektengeist des sogenannten Allianzchristentums und die Irrlehren radikaler Gemeinschaftsleute, als auch die zerstörenden Einflüsse der modernen Theologie zu bekämpfen.

Wie die Eisenacher Konferenz, so steht auch der Eisenacher Bund zu dem göttlichen Recht der Kirche der Reformation und zu der Wahrheit des Evangeliums, er will aber den Bestrebungen der Eisenacher Konferenz eine größere Tragweite geben, als es eine einzelne Konferenz vermag, und dabei vor allem der Erweckung unseres Volkes zu lebendigem und tatkräftigem Christentum und der Vertiefung des persönlichen Glaubenslebens dienen.

Programm des Eisenacher Bundes.

Der Eisenacher Bund ist eine Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft, die dem Evangelium von dem Sohne Gottes dienen und die Sache seines Reiches mit allen Kräften fördern will.

Die Stellung des Bundes zum Glauben und zur Kirche.

Der Eisenacher Bund vertritt die Überzeugung, daß in der evangelischen Kirche zu Recht besteht allein das Evangelium des Neuen Testamentes und der Reformation: die frohe Botschaft von dem eingeborenen Sohne Gottes, der gestorben ist zur Versöhnung für unsere Sünden, der auferstanden ist und lebt und bei uns ist alle Tage, in welchem wir, allein durch den Glauben und nicht durch die Werke, Gerechtigkeit und Leben haben.

Dem Versuch der neuesten Theologie, das Evangelium des Neuen Testaments umzukehren, aus Kirche und Schule zu verdrängen und dafür ein anderes Evangelium einzuführen, das doch kein Evangelium ist, werden wir bis aufs Blut widerstehen.

Der Kirche werden wir Treue halten und sie nicht verlassen, es sei denn, daß sie selbst den Sohn Gottes verleugnet. Denn die Kirche steht und fällt mit dem Evangelium von dem Sohn Gottes.

Der Dienst des Bundes.

Die Mitglieder des Bundes wollen sich untereinander dienen: Sie wollen sich im Gebet tragen, in der Erkenntnis Christi fördern, im Kampf des Glaubens ermutigen, zum Ernst der Heiligung aneifern, in den Werken des Glaubens und der Liebe einander helfen.

Die Mitglieder des Bundes wollen der Kirche dienen: Sie wollen helfen, daß die dem Glauben Entfremdeten zu Gott zurückgeführt werden, daß die an dem Sohne Gottes Irregewordenen ihn wieder anbeten lernen, daß die Entstellungen des Evangeliums bekämpft und die Irrtümer der Zeit überwunden werden.

Die Mitglieder des Bundes wollen dem Reich Gottes dienen: Sie wollen dazu mitwirken, daß das Evangelium allen Völkern verkündigt wird, daß die Mission zur gemeinsamen Sache aller Gläubigen werde und daß die Gemeinde des Herrn lerne, für die große Sache seines Reiches Opfer zu bringen, die eines Heilandes wert sind, der sich selbst für uns dargegeben hat.

Die Mitglieder des Bundes wollen vor allem Gott dienen und danach ringen, daß ihr ganzes Leben die Herrlichkeit Jesu verkündige, in der Kraft seines Geistes, zur Ehres Gottes des Vaters.

Satzungen.

1. Mitglieder des Eisenacher Bundes können sowohl einzelne Personen wie Körperschaften und Vereinigungen werden, die einverstanden sind mit den Bestrebungen des Bundes.

2. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag, gering oder groß, nach eigener Einschätzung. Zahlungen sind an den Schatzmeister, Korrespondenzen an den Schriftführer des Bundes zu richten.

3. Der Vorstand ergänzt sich durch Zuwahl. Die Vorsitzenden oder Vertreter der verbündeten Körperschaften und der Zweigkonferenzen, sowie die Ehrenmitglieder haben Sitz und Stimme im Vorstande.

4. Hauptversammlung des Bundes ist die Eisenacher Konferenz, welche in der Pfingstzeit jedes Jahres tagt. In Verbindung mit der Hauptversammlung tagt die ordentliche Mitgliederversammlung, welcher über die Tätigkeit

*) Hervorgegangen aus der kirchlichen Gemeinschaftsbewegung, vgl. die Artikel: Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland, Beilage Nr. 6, 8, 9, 11, 32 und 33, besonders Teil 5 und 6.

des Bundes Bericht erstattet und die geprüfte Jahresrechnung zur Entlastung vorgelegt wird.

5. Änderungen der Satzungen können nur in einer ordentlichen oder außerordentlichen Mitgliederversammlung beschlossen werden, wenn sie auf der Tagesordnung stehen, und bedürfen zu ihrer Annahme einer Mehrheit von zwei Dritteilen der erschienenen Mitglieder.

Der Vorstand.

P. Arenfeld, Missionsinspektor, Berlin. P. D. von Bodelschwingh, Bethel b. Bielefeld. P. Bunke, Berlin. P. Burckhardt, Steglitz. P. Buschmann, Braunschweig. P. Bronisch, Großlichterfelde. P. Ebert, Hamburg. P. Giesecke, Solingen. P. Heilmann, Göttingen. P. Samuel Jaeger, Bethel b. Bielefeld. P. Dr. A. Jeremias, Leipzig. P. Jordan, Warendorf. Prof. D. Kähler, Halle a. S. P. Samuel Keller, Freiburg i. B. P. Kohlschmidt, Ichtershausen. P. Kühn, Siegen. Dr. Lepsius, Missionsdirektor, Großlichterfelde. P. Lindemann, Elisabethfehn. Prof. D. Lütgert, Halle a. S. Prof. Meinhof, Großlichterfelde. Prof. D. Müller, Erlangen. Major a. D. von der Oelsnitz, Schadewalde b. Marklissa. P. Römer, Missionsinspektor, Friedenau. Kaufmann C. Rubitschung, Großlichterfelde. Prof. D. Schäder, Kiel. P. Schreiber, Missionsinspektor, Bremen. Hofprediger a. D. D. Stöcker, Berlin. Prof. D. Warneck, Halle a. S. P. Wilde, Missionsinspektor, Großlichterfelde. P. Wurth, Liedolsheim. P. Zeller, Magdeburg.

Den geschäftsführenden Ausschuß bilden: der Vorsitzende Dr. Lepsius, der stellv. Vorsitzende P. Zeller, der Schriftführer P. Wilde und der Schatzmeister Kaufm. Rubitschung.

Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland.

(Vgl. Beil. Nr. 6, 8, 9, 11, 32.)

6. Stellung zur Theologie. Dr. Lepsius. Drei Richtungen.

Ob es freilich dieser Schar gelingen wird, auf die Dauer den enthusiastischen Elementen das Gleichgewicht zu halten, ist doch zweifelhaft; denn die schlagfertigsten Vorkämpfer haben sie sich von der Seite drängen und die beste Waffe sich aus der Hand schlagen lassen: die Theologie. Über Pauls Entgleisung in Gnadau und die Ratlosigkeit der Verständigeren ihm gegenüber äußerte das „Reich Christi" treffend, das sei die Rache der verachteten Theologie; sie könne ihre Verächter nicht härter bestrafen, als wenn sie sie ganz von ihrem Geiste verlassen sein ließe. In der Tat, die Theologie hatte Ursache sich zu rächen, denn die führenden Geister der Bewegung haben ihr in ihren Kreisen durch einen in den Kirchen der Reformation wohl beispiellosen, von Fanatismus und Unwissenheit zugleich beseelten Feldzug einen tödlichen Schlag beizubringen versucht. Der Theologie nämlich galt jener Feldzug, dessen Entscheidungsschlacht in Blankenburg geschlagen wurde, nicht blos der Person des Dr. Lepsius. Man muß sich die Stellung des letzteren in der Bewegung vergegenwärtigen, um darüber klar zu sein. Durch seine alarmierenden Artikel über „die Wahrheit über Armenien", durch die von ihm geleitete Hülfsaktion für das letztere, durch seine tatkräftige Inangriffnahme der Mission unter Mohammedanern und in Rußland, in ungezählten Vorträgen und Ansprachen, auch in Gnadau und Blankenburg, und durch seine Schriften hatte er sich der Gemeinschaftsbewegung genugsam als Geist von ihrem Geist legitimiert; jedermann, auch seine späteren Gegner, meinten nicht anders, als daß er eine hervorragende Rolle in der Bewegung zu spielen berufen war. Aber die Rolle, die er selber als die seine erkannte, mißfiel den Säulen der Bewegung je länger desto mehr. Mit seinen Freunden S. Keller, Jellinghaus u. a. hatte er nämlich erkannt, daß die so verheißungsvolle Bewegung in Gefahr stand, durch wachsende Abschließung von der organisierten Kirche und grundsätzliche Verachtung aller theologischen Wissenschaft dem öden Subjektivismus theologischer Dilettanten zu verfallen und sich endlich in den toten Arm einer Sekte zu verlaufen. Um der Theologie einen Platz in der Bewegung zu erobern und theologische Erkenntnis unter gebildeten Laien zu verbreiten, gründete er das „Reich Christi". Die Eisenacher Konferenz, die seit 1902 jährlich getagt hat, dient dem andern Zweck: den gesunden Strömungen in der Gemeinschaftsbewegung und den geistig lebendigen Kreisen unter den Altgläubigen ein gemeinsames Strombett zu graben. Von dieser Stellung der Kirche gegenüber ist auch sein Kampf gegen die moderne Theologie zu beurteilen. Um der letzteren willen gilt die Kirche in den Gemeinschaftskreisen als das Babel, an dem nichts mehr zu retten ist. Darum ist es Lepsius wichtig, allem solchen Mißtrauen gegenüber zu zeigen, daß die Altgläubigen in der Kirche vor den Modernen noch nicht die Waffen gestreckt haben. Aber, selbst einst ein Moderner, bekannt mit den Gedankengängen und der Überzeugungskraft der modernen Theologie, weiß er sehr wohl, daß man sie nicht mit Geschrei und Kirchenregiment, sondern lediglich mit wissenschaftlichen Waffen wirksam bekämpfen kann. In Baumgartens Monatsschrift urteilte man nach dem Ketzergericht in Blankenburg über seine Fehde gegen die moderne Theologie, da habe man wieder einmal das typische Bild eines Ketzers, der, selbst schon den Strick um den Hals, schnell noch seinem Vordermann die Schlinge überzuwerfen suche. Nichts kann ungerechter und oberflächlicher sein, als diese hämische Bemerkung. Lepsius hat seine theologischen Fehden stets ritterlich-wissenschaftlich geführt. Vorwerfen könnte man ihm nur, daß er bisweilen Siegesfanfaren bläst, ehe noch die Schwerter gekreuzt wurden. Aber das ist so harmlos wie die großen Worte der homerischen Helden, da er sich so wenig wie diese dem ehrlichen Kampfe, der sachlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzung, je entzogen hat. Es ist vielleicht gerade angesichts des Falles D. Fischer von Interesse, das Urteil dieses Flügels der Gemeinschaftsbewegung — Lepsius und seiner Eisenacher Freunde — über kirchliche Lehrdisziplin etwas niedriger zu hängen. Am Schluß seiner Begrüßungsrede auf der ersten Eisenacher Konferenz führte Jellinghaus in Übereinstimmung mit Lepsius folgendes aus: „Daher (um das Mißtrauen gegen die Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit der Pastoren nicht noch größer werden zu lassen) kann ich nicht anders, als hier als ein alter, in der Heidenmission, im Kirchendienst und in der Evangelisationsarbeit ergrauter Pastor zu bezeugen, daß ich in unseren Tagen für den Pastorenstand und die Achtung der Kirche nichts für verderblicher halte, als die Beschränkung der Lehrfreiheit . . ., sei es nun der mehr modern predigenden oder der auf Bekehrung und Heiligung dringenden Gemeinschaftspastoren. Die Mängel und Irrtümer der modernen Theologie müssen durch ein geisteskräftiges Zeugnis vom Gekreuzigten und Auferstandenen überwunden werden, nicht aber durch eine sogenannte Lehrzucht, die nur Heuchelei hervorbringt."

So urteilen die Nüchternen in derjenigen Bewegung, die, wie keine andere heute eine religiöse Erneuerung auf ihre Fahne geschrieben hat!

Aber freilich die Meinung der Majorität in der Bewegung ist das nicht. Lepsius' Kampf gegen die moderne Theologie halten die meisten für überflüssig, viele für schädlich. Seine Waffe ist ja Theologie, und Theologie ist die Rüstung Sauls; ein wahrhaft Gläubiger begnügt sich mit der Schleuder Davids, dem Zeugnis. Geradezu als Verrat aber wurde es empfunden, daß er seine Waffe auch gegen den Feind im eigenen Lager, Unwissenheit und theologischen Dilettantismus, offen und scharf führte; und

endlich war sein Maß voll. Er hatte in den ersten Heften des „Reiches Christi" von 1903 Artikel veröffentlicht, in welchen er eine, durch zahllose Konjekturen wesentlich veränderte Textgestalt von Genesis 1—10 darbot, die den Vorteil haben sollte, die Quellenscheidung überflüssig zu machen, die Anstöße der modernen Naturerkenntnis an der Schöpfungsgeschichte zu beseitigen und anderes mehr. Der wissenschaftliche Wert dieser Arbeit geht uns hier nichts an. Zum Erstaunen des Verfassers erwuchsen ihm die schlimmsten Feinde wegen dieses Versuches nicht in der Front, sondern im Rücken. In Gemeinschaftskreisen hieß es bald, „Lepsius hat die Bibel angegriffen" — „schlimmer als Delitzsch". Besonders verargt wurde ihm, daß in seinem neuen Text Kain nicht mehr um des Opfers willen, sondern aus eifersüchtiger Liebe zu seiner Schwester Naema Abel erschlägt. Eröffnet wurde der Feldzug gegen ihn in der unter Pastor Lohmanns Leitung stehenden Wochenschrift „die Warte", wo eine Dame Lepsius die „ungebrochne Stellung zum Worte Gottes" und die Zugehörigkeit zur positiven Theologie absprach und ihm naiv riet, „einfach an dem alten Bibeltext festzuhalten". Den zweiten Schlag führte man gegen ihn durch eine Erklärung, daß Dr. Lepsius hinfort „in der Gemeinde des Herrn als Lehrer und Führer nicht angesehen werden könne". Aber der entscheidende Schlag gegen ihn sollte erst in Blankenburg geführt werden. Während in Gnadau nur Mitglieder der Landeskirche stimmberechtigt sind, ist Blankenburg von jeher der Ort der Allianzkonferenz gewesen, wo Mitglieder aller Kirchen und Sekten sich zur Betätigung der Einheit aller Kinder Gottes zusammen finden. Zum Erstaunen und Entsetzen der Anwesenden wurde hier der erste Konferenztag im Jahre 1903 von fast allen Rednern zu heftigen Angriffen auf Lepsius, ja zu seiner förmlichen Exkommunikation benutzt. Um seiner Bibelkritik willen glich er dem Achan, der gesteinigt werden mußte; dem Petrus, dem Jesus zurief „Hebe dich, Satan, von mir"; dem Menschen, der im Schoße der eigenen Mutter mit dem Seziermesser wühlt (denn die Bibel ist unsere geistliche Mutter); der listigen Schlange u. s. w. Um aller dieser Ärgernisse willen wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. „Da es — so weit verstieg sich der letzte und fanatischste Redner Rubanowitsch-Hamburg unter dem Beifall der Versammlungsleiter — Gewissenssache jedes Gotteskindes ist, die Sünde eines Bruders zu bezeichnen und auszusprechen, so gebieten wir euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr euch entzieht von diesem Bruder, der da unordentlich wandelt." Also auch gesellschaftliche Ächtung sollte diese Exkommunikation in sich schließen!

„Seit Blankenburg denke ich über den Dresdner Parteitag anders", urteilte Rade mit Recht. Wieder also haben wir hier die traurige Erscheinung, daß eine tief religiöse Bewegung bei all ihren Lichtseiten so schwarze Schatten wirft wie Hochmut und Heuchelei, geistliche Herrschsucht und Jesuiterei und — es ist wohl nicht zu viel gesagt — fanatischen Haß, gerade als ob es nicht anders sein könnte. Um gerecht zu sein, muß man allerdings zugeben, daß Lepsius' textkritische Versuche von solchen, die noch von ganzem Herzen an Verbalinspiration glauben, nicht ohne große Anstöße gelesen werden konnten. Und Verbalinspiration ist nun einmal das Formalprinzip der Gemeinschaftsbewegung, wie Heiligung durch völlige Abhängigkeit von Jesu das Materialprinzip. Aber das Bedauerliche ist, daß jene „Heiligen" bei ihrem Kampf nicht bloß aller christlichen Sittlichkeit, sondern auch allem bürgerlichen Anstand Hohn sprechen konnten, und daß sie in ihrem verbissenen Schweigen auf alle sachliche Belehrung einen bedenklichen Mangel an Wahrhaftigkeit verraten haben.

Daß es sich in Blankenburg wirklich um Abschüttelung aller Theologie handelte, geht schon aus der Schilderung des ganzen Verfahrens hervor (Reich Christi, 1904, Heft 1), in welchem Lepsius mit gewohnter dialektischer Kunst das Ketzergericht in eine moralische Niederlage seiner Gegner verwandelt hat, die doch auch in Gemeinschaftskreisen nicht ohne tiefen Eindruck geblieben zu sein scheint. Noch klarer aber womöglich beweist das die Verteidigungsschrift von Rubanowitsch, in der es z. B. über Luthers freimütige kritische Äußerungen heißt: „Da sagen wir ohne weiteres, Luther hat sich dadurch am Wort Gottes versündigt, er hat leider nicht nur als Christ, sondern auch als Theologe die Bibel behandelt. Origenes, Augustin, Luther, Spener hätten, was sie leisteten, vielleicht noch besser geleistet, wenn sie keine Theologen gewesen wären usw." Es ist keine Freude, die Schrift zu lesen. Der Blankenburger Geist geht auch in ihr um; sie ist nicht, wie sie möchte, eine moralische Zerschmetterung, sondern eine glänzende Rechtfertigung für Lepsius. Eine erfreuliche Seite ist am Blankenburger Tage hervorzuheben: die eigentliche Philadelphiabewegung stand diesem Treiben fern; keine von den Gnadauer Säulen hat mitgerichtet. Einer der Gnadauer hat sogar den vergeblichen Versuch gemacht, Lepsius in Schutz zu nehmen. Und dennoch muß man fürchten, daß das Blankenburger Gericht über alle Theologie auch in der Philadelphia ein immer lauteres Echo finden wird. Haben doch die vereinigten Brüderräte der vereinigten östlichen Provinzen in ihre Statuten die Ablehnung jeglicher Bibelkritik an hervorragender Stelle aufgenommen, und hat doch die letzte Gnadauer Konferenz die „ungebrochene Stellung zum ganzen Wort Gottes" als maßgebend für ihre theologische Auffassung festgestellt. Lepsius scheint deshalb die Hoffnung auf Verständigung auch mit Gnadau aufgegeben zu haben, denn die Eisenacher Konferenz*) von 1904 hat beschlossen, organisatorisch vorzugehen, und die Gnadauer haben mit Recht diese Organisierung als einen gegen sie gerichteten Schachzug empfunden.

Man muß also jetzt drei Strömungen unterscheiden: die Blankenburger, in welcher die Darbysten den Ton angeben (das Darbystenhaupt von Viebahn war einer der Hauptketzerrichter); dann die Gnadauer Philadelphiabewegung und endlich die Eisenacher Strömung, die dem kirchlichen Leben und der deutschen Theologie am nächsten steht. Daß die Trennung der beiden letzten von Dauer sein wird, ist wahrscheinlich, aber sie ist vielleicht auch wünschenswert, wie sich das zeigen wird, wenn wir zuletzt Vorzüge und Gefahren der Bewegung gegen einander halten.

Nachrichten.

Schule. Nach einer offiziösen Mitteilung wird das Schulgesetz nun doch im Herbst den Landtag beschäftigen. Der westfälische Provinziallehrertag hat bei einer außerordentlichen Lehrerversammlung folgenden Beschluß gefaßt:

„1) Die Gesetzesvorlage möge sich auf die Regelung der Schulunterhaltungspflicht beschränken und, dem Allgemeinen Landrechte entsprechend, alle die innere Schulverfassung berührenden Fragen hierbei außer Betracht lassen.

2) Die in dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses in bezug auf die konfessionelle Verfassung der Volksschule verlangte Bestimmung, daß die Schüler einer Schule in der Regel derselben Konfession angehören und von Lehrern ihrer Konfession unterrichtet werden sollen, würde die Weiterentwicklung der Volksschule zu einer einheitlichen nationalen Bildungsanstalt unterbinden und in schultechnischer Beziehung die Errichtung vollentwickelter Volksschulsysteme hindern, insbesondere die unterrichtliche Versorgung der Kinder der Minderheit erheblich schädigen.

3) Die Versammlung erwartet daher von den schul- und bildungsfreundlichen Parteien, daß sie diese Forderung mit aller Entschiedenheit bekämpfen und dafür eintreten, daß die rechtliche Stellung der Simultanschule im Staate zur vollen Anerkennung komme."

Königreich Sachsen. Der sächsische Landesverein des Evangelischen Bundes hat im Vereinsjahr 1904/1905 7480

*) Vgl. „Eisenacher Bund", Aufruf und Satzungen in dieser Beilage an erster Stelle.

Mitglieder gewonnen und 24 neue Zweigvereine und Ortsgruppen begründet. 86 Zweigvereine und einige Ortsgruppen umfassen mit angeschlossenen Korporationen und Vereinen ca. 47 000 Mitglieder. An die Zentralkasse wurden 20 476 Mk. abgeführt.

Westpreußen. Die evangelisch-wissenschaftliche Vereinigung hielt am Donnerstag, den 29. Juni, in Elbing ihre Sommer-Versammlung ab, bei welcher Prof. D. Achelis aus Königsberg einen Vortrag über „die älteste Gemeinde in Jerusalem“ hielt. Der Redner entwarf ein eingehend gezeichnetes Bild von dem Zustand der urchristlichen Kreise. Er wies darauf hin, daß diese nach außen hin durchaus das Aussehen der jüdischen Gemeinden zeigten: Sabbatgesetze, Fastentage und andere heilige Zeiten, Geltung des Gesetzes Mosis und Verehrung der Schriften der Väter hier wie dort. Aber die christlichen Gemeinden trugen doch einen lebenskräftigen Keim in sich, der früher oder später zu einer Sprengung der Hülle jüdischer Gesetzlichkeit führen mußte: „Die Erinnerung an Jesus und seine machtvollen, alles äußere Formelwesen zugunsten wahrer Herzensfrömmigkeit zerschlagenden Worte. An der weiteren Ausgestaltung der christlichen Gemeinde war auch ein starker hellenistischer Einschlag wirksam, der sich bald im Leben des Urchristentums bemerkbar machte. In diesen Kreisen ist das Bild Jesu entworfen und fixiert worden, ein Bild, dessen Echtheit in allem wesentlichen sich stets von neuem bewährt, von dem aber doch legendarische Züge nicht völlig fern gehalten sind. Es haben bei der Ausmalung im einzelnen den Zeichnern oft Erwägungen die Hand geführt, welche nicht allein auf dem Gebiete des Interesses an treuer geschichtlicher Darstellung liegen. — Die später erfolgenden Zusammenstöße mit dem jüdischen Synedrium und der römischen Obrigkeit dienten nur der Verbreitung des christlichen Gedankens. Bald schloß sich hieran eine kraftvoll betriebene Mission, die zwar zunächst überall an das Judentum und seine synagogale Gemeinschaft als das Gegebene anknüpfte, aber in kurzer Zeit besonders in der Person des Paulus auch zu den Heiden sich wandte. Mit dieser Wendung endet die Geschichte des Urchristentums. — Die nachfolgende Debatte brachte noch die Frage nach der Richtigkeit der Darstellung der Evangelien von einem gleich von Anfang an zwischen Christentum und Judentum bestehenden scharfen Gegensatz und der geschichtlichen Reihenfolge der Synoptiker (Matthäus, Markus und Lukas) zur Sprache. — Den Schluß bildete eine Beratung über einen etwaigen Anschluß der wissenschaftlichen Vereinigung an die in Westpreußen vor kurzem neu gestaltete „Landeskirchliche evangelische Vereinigung“ (Mittelpartei) oder an die „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“. Der Vorsitzende, Pastor Falck, befürwortete den Anschluß an diese zweite Organisation. Es konnte aber eine Klärung der Ansichten nicht erzielt werden. Auf einer im Oktober in Marienburg i. Pr. zu diesem Zwecke stattfindenden Versammlung soll diese Angelegenheit entschieden werden.

Württemberg. Der Präsident des evangelischen Konsistoriums, D. Frhr. v. Gemmingen-Gutenberg, ist in den Ruhestand getreten, nachdem er seit 1885 seinen Posten inne gehabt hat. Zu seinem Nachfolger ist der Prälat D. von Sandberger, zum erstenmal ein Theologe, ernannt worden. v. S. feierte vor wenigen Monaten seinen 70. Geburtstag. Er besitzt, wie der „Kirchl. Anzeiger für Württemberg“ mitteilt, das Vertrauen aller theologischen und kirchlichen Richtungen und Parteien.

Bayern. Von Separation der Konfessionen, wie sie planmäßig vom Ultramontanismus bis auf die Badetage und Zuchtbullen durchgeführt werden soll, gibt eine Probe eine Broschüre, die in Nürnberg im Institut der Englischen Fräulein, das von katholischen, evangelischen und jüdischen Mädchen besucht wird, von dem Kaplan Steets verteilt wurde (nach dem Bericht des „Grazer Tagebl.“, 13. Juli 1905). In dem Heft: „Die wichtigsten Unterscheidungslehren, das heißt Lehren, durch welche sich die Katholiken und Protestanten von einander unterscheiden, eine Beilage zum Katechismus“, in Paderborn „mit bischöflicher Approbation und Gutheißung der Ordensoberen“ in der Bonifazius-Druckerei gedruckt und verlegt, heißt es z. B.: daß die Protestanten, die am liebsten sich „Evangelisch“ nennen, keine gemeinsame Kirche wie die Katholiken bilden, sondern in mehr als 250 Sekten gespalten sind. In einem Anhange wird der „Augsb. Abendztg.“ zufolge das Kapitel der gemischten Ehen besprochen, und die Broschüre schließt mit folgenden Worten: „Wie die Ehen, so sind natürlich auch die Bekanntschaften mit Andersgläubigen streng verboten. Eine solche anzuknüpfen, ist an sich Todsünde. Es gibt allerdings einzelne, von der kirchlichen Gesetzgebung genau bezeichnete Fälle, in denen eine derartige Bekanntschaft erlaubt ist. Diese Fälle liegen selten vor und sind den Laien in der Regel unbekannt. Deshalb wäre es gewissenlos, eine Bekanntschaft mit einem Andersgläubigen anzuknüpfen, ohne vorher dem Beichtvater die Sache vorgelegt und dessen Urteil gehört zu haben.“

Das Positive in D. Fischers Vortrag,

ein Wort für Fischer von einem Gegner Fischers

ist eine kleine Schrift betitelt, die von Pastor La Roche in Golzow verfaßt ist und soeben bei Georg Nauck in Berlin SW. 12 erschienen ist. (Preis **50 Pfg.**) Wie uns dazu aus theologischen Kreisen geschrieben wird, ist die Schrift geeignet, eine Annäherung der verschiedenen Parteien innerhalb der evangelischen Theologie anzubahnen und dazu zu helfen, daß der Fall Fischer endlich in das ersehnte Stadium tritt, wo man sich auf Grund sachlicher Erwägungen verständigt.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.

Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

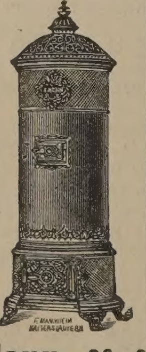
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Henn's
pat. Kirchenöfen.
Gleichmässige Erwärmung.
Heizkraft von 1000—2000 Kbm.

Monatelang auf Probe!



In allen Teilen Deutschlands im Gebrauch!

E. Henn, Ofenfabrik,
Kaiserslautern, Rheinpfalz.

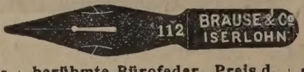
Religionsgeschichtliche Volksbücher
(Fr. Michael Schiele).

Neu erschienene Hefte:
Die Religionen der Erde von Professor Söderblom.
Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung von Lizentiat Hackmann.
Die Schöpfung in Dichtung und Wissenschaft von Professor Wendland.
Welches ist die beste Religion? von Lizentiat Niebergall.
Die Wunder im Neuen Testament von Lizentiat Traub.
Jedes Heft **40** ₰ (Porto **10** ₰).

Es ist eine Tat der Wissenschaft, dass sie dem Volke endlich einmal den freien Zugang zu dem mit Dornen und Hecken bewachsenen Lande der Bibel ermöglicht hat — so schreibt die „Münchener Allgemeine“ (Wissenschaftliche Beilage) über die Religionsgeschichtlichen Volksbücher.

Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag **m. b. H. Halle a./S.**

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,



berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. Mk. 0.80.

„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion.“ (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung“.)

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.